



Nr. 48

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

(Fortsetzung.)

Das alles geschah in einem unveränderlich gleichen merkwürdigen Schweigen. Sonst hatte der Regen sie nie abgehalten, sich gegenseitig ins Wasser zu stoßen, unversehens den Schirm weganziehen, so daß alle darunter übergossen wurden, in der Geschwindigkeit kleine Brüder und Dämmre aus Lehm zu errichten, Schiffe aus Papier zu bauen, die sie schwimmen ließen. Nur aber gingen sie, in einzelnen Gruppen, alle wortlos und gleichmäßig trippelnd, daher. Dass dabei in allen Köpfen derselbe Gedanke lebte, stellte sich heraus, als das älteste Mädchen auf einen Stuhlhansen kletterte und nach der Richtung Ausschau hielt, in der sonst die sieben Berge zu sehen waren. Gleich kletterten alle hinterher und sahen ebenso in den grauen Regen hinaus. Aber keines sprach dabei. Es lasste immer eine sonderbare Furcht auf allen, von dem Geheimnisvollen, Unbegreiflichen zu sprechen, von dem ihnen erzählt worden war, daß sie, ohne nur einmal zu zweifeln, vollkommen ernst nahmen und das da hinten lag. In der Schule, wenn sie in den Bänken saßen, unter die Kinder des Dorfes verteilt, hielten sie die Augen unaufhörlich auf das Gesicht der Lehrerin gerichtet, um da ein stilles Einverständnis zu lesen, ein Gestehen, daß alles wahr sei, ein Wissen von neuen, noch größeren Wundern. Aber die Augen da gingen über die Reihen der Kinder weg, in der alten Fröhlichkeit, die den Zieglerkinder um etwas Fremdes, Kaltes zu haben schien, suchten nur nach Faulen und Schwäzern. Der Mund da, aus dem doch jene geheimnisvollen, strahlenden Worte herausgekommen waren, öffnete sich nur noch zu trockenen, einzeln ausgesprochenen Buchstaben, zu Zahlen und wieder Zahlen, und einmal sogar zu einem Schelten.

Dadurch waren die Kinder nun auf sich selber gestellt, hatten keinen Freund mehr; niemand war mehr, den sie fragen mochten und der auf ihre Fragen Antwort gegeben hätte. So fingen die Gedanken hinter den noch kugelig gewölbten, unfertigen Stirnen von selber zu arbeiten an, gerieten in eine Hast, in ein Fieber, in dem alle Bilder und Vorstellungen riesenhafte Umrisse annahmen. Immer unter dem Druck des tiefen Ernstes, mit dem die Kinder nach wie vor in sonderbarer, komischer Weise an das erzählte Märchen glaubten, hörten die Gedanken nicht mehr auf zu arbeiten; bei Tag und Nacht wälzten sie sich in den zarten, zu keinem Widerstand fähigen Gehirnen herum; sprangen einzeln, dann von allen Seiten zugleich auf, rissen immer neue nach, türmten sich schließlich zusammen und trugen auf ihrer Spize nur noch den einen Gedanken:

„Verrott! Künnt mer doch da sein, hingter de Virg!“
Noch war der Gedanke kalt, starr, ohne Leben, ohne Bewegung und Kraft. Aber schon braunte unter ihm etwas wie ein Feuer, auf das er gestellt schien und das ihn langsam und unaufhaltsam erwärme. Er stieg auf wie Wasser auf dem Ofen, vergrößerte seinen Umfang, fing an, Leben zu gewinnen, zu raschen, zu springen, schrie schließlich wild auf, und tobte mit einer unerklärlichen, unüberstehlich drängenden Kraft.

Die Glut ix den Köpfen wäre wohl in den Augen der Kinder zu sehen gewesen, die einen Glanz zeigten, den sie nie gezeigt hatten; aber es war niemand da, dem es wert genug gewesen wäre, auf die Augen der Kinder zu achten.

Und es war diese Kraft, die die Kinder eines Abends in der Stille und dem Dunkel eines Schuppens zusammenbrachte. Ohne daß Zeit und Ort ausgemacht war, fanden sie sich alle nach dem Abendbrot ein, während die Männer um den Tisch in einem der Häuser saßen, tranken und würfelten. Jeden Augenblick ging die Brettertür leise auf und eines der Kinder mit vom Regen nassen Haaren trat ein. Und weil auch durch das Dach des Schuppens hier und da der Regen drang, setzten sie sich unter die Karren, stellten Blätter halb auf, bauten Dächer von Brettern über sich.

Nur die größeren unter den Kindern waren gekommen; die ganz kleinen schliefen schon, und die Mütter glaubten auch die größeren schlafend. Durch das eine Fenster des Schuppens drang der Lichtschein von den Häusern herein, so daß Gesicht und Hände von jedem, und was eines Weises an sich hatte, zu erkennen war.

Never gleichgültige Dinge sprachen sie; das hatte neue Schuhe erhalten, die einem größeren Bruder zu klein geworden; dieses hatte eine Nase mitgebracht, die ihm draußen zugelaufen und die es in seine Schürze gewickelt hatte. Ein Mädchen, so klein, daß es, als die Blätter, unter der es saß, ihm über den Kopf fiel, nicht einmal aufstieß, zog die größeren an den Nöcken und bat in einem eisigen, flüsternden Tone um ein Stück Brot.

Von den Häusern schallte das Lärmen der Männer, durch das plätschernde Geräusch des Regens hindurch, herüber. Hin und wieder stiegen Laute, streitende Stimmen über den allgemeinen Lärm empor.

Endlich kam das älteste Mädchen mit dem Bruder an der Hand. Beider Füße waren nackt und von Lehm bedekt; ihrem Vater war noch nicht der Einfall gekommen, den Kindern Schuhe zu geben, und selber wagten sie nicht darum zu bitten. Das Mädchen lachte, etwas Geheimes andeutend,

indem es den großen, hageren Mund breit zog und mit den Augen ein Zeichen gab, still zu sein. Sie mußte die Tür noch einmal öffnen, um den Hund hereinzulassen, der, alle Winke durchschaub, wie ein gelber Fleck durch das Dunkel des Schuppens schwankte. Dann drehte sie eine Blätte um und setzte sich darauf, zog die nassen Füße unter die Wärme des Koces, nahm den Bruder wie immer auf den Schoß und ließ den Hund wie immer sich auf ihre Füße legen. Auch ein paar der anderen kamen noch zu ihr und setzten sich auf den Rand der Blätte, indem sie die Große mit den Armen umschlangen und die Köpfe an ihren Rock lehnten.

Eine Weile hörten alle dem Streiten draußen zu, das immer drohendere Laute annahm. Man hörte entsetzliche Flüche und das Schlagen der Fäuste auf den Tisch.

Mit einem Mal kamen von der Stelle entfernt Helle, sonderbar fauchzende Worte her, ohne daß sie eine Bewegung dazu machte: „Saht, ech weiss dä Wäg!“

Keine Stimme antwortete; alle wußten, wovon sie sprach.

„Saht — ech jomu, morje oder übvermorje. Ech jomu hen, ech blieben nit mch he.“

„Weiss Du dä Wäg?“ flüsterte eine Stimme irgendwoher.

„Och — ech jomu emmer am Wasser vürbei — einmaol mosz ech esu doch henkumme.“

Ein Junge, der einen Ziegelstein in der Hand trug, ohne daß der Zweck ersichtlich war, froh unter einer Karre her auf das Mädchen zu, fasste sie an den Arm und sagte in komisch-kurzer, entschlossener Weise: „Ech jomu met Dir, Marieche.“

„Mä,“ erwiderte sie nach einer Weile, „ech jomu allein, Du kams mit esu weit jomu, et sei jeweß vier Stond.“

Der Junge ließ den Arm los und blieb bewegungslos stehen, schien nichts mehr sagen zu wollen. Dann aber setzte er sich an der Blätte nieder und sagte trostig: „Ech jomu doch met.“

Ein leises Weinen kam von einer Karre her, auf der oben ganz allein ein Mädchen saß, mit einer blauen Schürze, auf die gerade ein Lichtschein fiel, auch der Kranz von strähnigem, weißem Haar, der rund um ihren Kopf lag, war deutlich zu sehen. Jetzt verschwand der Kopf aus dem Licht; es hatte den Anschein, als ob ihn das Mädchen in ihren Schoß senkte, um da unten in der Dunkelheit besser weinen zu können.

Marieche sah nach der Karre hinauf, zögerte, fragte aber dann: „Woröm krieschs Du? Saag...“

„Ech weiss och metjomu ... lommich doch, lommich doch ...“ weinte die leise Stimme.

Die Gohe überlegte, zog ihren Kopf durch die Hände, um das Wasser herauszudrücken. „No jo... jo... Du solls mitjoum. Du och Du,” sagte sie zu dem Jungen, „Ihr sollt alle zwei mitjoum... über Ihr dürft et keinem verraode, et möch janz onger ons bliebe, Ihr dürft kein Wärtche redde davon.“

Der Junge sprang auf, sprang unher. Man hörte ihn mit dem Kopf und den Schuhen an den Geräten anstoßen. Er atmete so erregt, daß er anfangs kein Wort herausbrachte. Schließlich rief er: „All — all möt Ihr mitjoum... mir joun all zosamme... morgen in der Fröh... ech trecken ming Sonnabgsschöhu au.“

Aber nirgends regte sich eine Zustimmung. Nur das knisternde Geräusch der Kleider ließ darauf schließen, daß hier und da sich ein Kind bewegte.

„Weiß ic sicher dä Wäg?“ zitterte es schließlich in einer entfernten Ecke.

Marieche flocht mit hastigen, trockigen Händen an ihrem Kopf. „Nä, nä — nich mit, nich mit! Mer joun allein, mir dreß! Wenn Ihr all dobei seid, dann wird et verraode, dann merken se't, dann kumme se hinger ons her.“

Plötzlich ging der Lärm draußen in ein Toben über. Eine kreischende Stimme war zu hören, die, obwohl sie von einem Mann kam, in der Art so hoch klang, als ob sie von einer Frau herrührte. Eine andere Stimme warf in kurzer, regelmäßiger Folge lachende, höhnisch klingende Töne dagegen, die den Tönen einer Ziege, die Salz will, ähnlich waren. Zugleich gab eine Anzahl anderer Stimmen ein zischendes Geräusch von sich, wie es die Dorfkinder von sich geben, wenn sie die Hunde gegen die Zieglerkinder aufhetzen. Dann schlug eine Elfe auf, das schallende Geräusch schneller Schritte erschlang, die durch den Degenkumpf ließen.

Der Junge mit dem Ziegelstein schleifte geschwind auf den Karren hinauf, öffnete das Fenster und steckte den Kopf hinaus. „Hei,“ rief er, „et es mögige Batter, er läßt däm Hukkopp naoh, er es schon bei im, er pac'h h' schou.“

Man hörte einen dumpfen Fall, dann war mit einem Mal alles still.

„Er hält in festoche, me'm Meß,“ rief der Junge stolz, fast freudig, „äh, mögige Batter es stärker als nere all.“

Die anderen Kinder waren aufgestanden, hatten sich in einem Haufen zusammengedrängt, standen um die Älteste her, stellten die Köpfe eines in die Kleider des anderen — der ganze Haufen zitterte, als wenn er umfallen wollte, weinte leise.

Der Junge, von der Stille betroffen, stieg von der Karre herab, trat hinzu, sah alle weinen, schien nun die Bedeutung des Ereignisses zu erkennen, fing auch mit zu weinen an, lauter als die übrigen.

Ein anderer Junge, der Sohn des Gestochenen, der wie der Vater rote Haare hatte, begann daraufhin mit offenem Mund zu heulen.

Und jetzt weinten alle, laut, mit schluchzenden, abgebrochenen Tönen.

Da drängte sich Marieche durch und rief mit ihrer hellen, klaren Stimme: „Jöp — Sting — ihr zwei Vorwärts — mir joun jetzt, mir machen ons op dä Wäg — mir joun mit ens nich naoh hims, mir joun naoh de sibbe Birg.“ Die Häßlichkeit dessen, was draußen geschah, schien in dem Mädchen den plötzlichen Entschluß hervorzurufen.

Sofort war alles still. Alles blieb stehen, wie es stand, drehte nur die Köpfe nach dem Mädchen hin, hob die Arme in die Luft, ganz erschrocken in äußerster Spannung.

Aber die zwei, denen der Ruf galt, regten sich nicht, versteckten sich hinter die Wand der vor ihnen Stehenden, antworteten nicht.

Ohne noch eine Sekunde zu warten, faszte Marieche ihren Bruder fester an der Hand, der sich, ohne zu verstehen, ohne zu fragen, vertraulich wie ein Blinder an die Schwester schmiegte. Dann pfiff sie dem Hund, wandte sich, schritt zur Tür, zog den Rock eng um die Knie zusammen und ging mit festen, langen Schritten, ganz anderen Schritten als sonst, in die Nacht und den Regen hinaus.

Die Kinder drängten alle in die Elfe, standen da, Kopf an Kopf, sahen dem Mädchen nach, wie sie daherging, wie die Lichtstreifen aus den Häusern auf sie fielen. Über mit einem Male lief eines, dann ein zweites, dann alle in einer lautlosen, entsetzten Eile hinter dem Mädchen her, hängten sich an sie, sahen, nicht mit Worten, nur mit großen, aufgerissenen Augen und zuckenden, gespuckten Lippen.

Marieche sah wieder eine Welle nach, streckte einzeln über die Köpfe, wie sie es von der Lehrerin gesehen hatte, und dann begann sie mit einer ruhigen, klaren Bestimmtheit: „Saht...“

Es lag etwas Nuancengesprochenes, Verheißungsvolles schon in dem ersten Wort, so daß alle zu ihrem Gesicht auffaßen.

Sie stand im Kreis der anderen, ließ die Arme am Leib hängen, legte den Kopf schief auf die Schulter, in einer Art Verlegenheit, so unter den Blicken aller, etwas, was Bedeutung hatte, sagen zu müssen. Aber dann hob sie die Arme wie ein Meduor, streckte den Kopf vor, wie um mit ihrer Stimme näher an den fremden Gesichtern zu sein und sagte: „Saht — mir joun all zosamme. Mömmes bliev zorök. Ech han mir alles überläg... all jaoh Ihr mit mir. Do sollt Ihr dä Hunig on die Drude sin, do welle mer wiße Kleider anbauen ou dä jante Dag spazeere joun. Do welle mer die Blüsel fluge hilre ou däne Fesch em Wasser zosin. Du saht — do sen noch esu vil ander Kinder, die han all wiße Kleider am, die sen all wiß wie Prinzessine. Die kumme ons entjäse on zeijen ons alles, ou dann pflöcke mir ons Drude on laache ou spille zosamme — dä jante Dag. Do b' uche mer net zo arbeede, nömmes schläg ons do.“

Das alles sagte sie immer in dem merkwürdigen, feierlichen, fast komischen Ernst, der alle Kinder erfaßt hatte, während nur sie ihm Worte zu geben vermochte, begeistert auch von Dingen, die sie sich in ihrem Gehirn außer den ausgesprochenen noch vorzustellen schien. Sie atmete tief auf und legte sich die Hand auf die Brust, als ob sie da einen Schmerz verspüre. Ihre Augen waren noch größer als sonst und starr; sie sahen über die Köpfe der Kinder weg immer in die Richtung der Berge hin, wie wenn sie schon in die Wunder da hineinsähen. Dabei ging ein Licht von ihnen aus, verschwand, kam immer wieder.

Nun hob das Mädchen die Beine und schritt aus, ohne Zögern, ohne einen Zweifel, ob alle ihr folgten. Und wirklich blieben alle Füße, ohne ein Zaudern, neben und hinter den ihren, wie von den ihren mitgezogen, traten in die Regenlachen, leise wegen der Nähe der Häuser, und doch deutlich in der Nacht zu hören.

Schon war der Zug an den Häusern vorbei, schritt den Hang von dem tiefen Ziegelfeld zu dem höheren Grasboden hinan — immer schweigend, Fuß an Fuß, Atem an Atem. Jedes ging für sich allein, niemand hielt sich an einem anderen fest, wie ganz ausgefüllt von dieser Kraft und diesem Selbstvertrauen. Keines wandte den Kopf, um noch einmal zurückzusehen. Ohne Zögern verließ sie die Heimat, das Lehmfeld, die Ziegelhänschen, Bäume und Mütter. Immer weiter schritten sie, kamen schon an den einzelnen Baum, der das letzte war, was sie von ihrem Platz am Ufer zu sehen vermocht hatten. Nun traten sie schon auf fremden Boden, mußten an einem Baum entlang, den sie nie gesehen.

„Nur mit schnell joun,“ sagte Marieche, mit Bruder und Hund immer vorne, „schnell joun näht möb. Mir han eue weite Wäg — jant jeweß vier Stond — do möch mer langsam joun on nie stonn blieve. Du emmer am Wasser wirbel — fulang mer dat Wasser neven ons han, sen mer räach.“

„Wat es?“ fragte ein Mädchen, das ein kurzes Bein hatte und deshalb hinkte, aber vor allen anderen gleich hinter der Führerin war, „darf der Hund och e'n't Land erein?“

„No jo,“ sagte Marieche überlegend, der Hund es doch kleiner als e Kind — nur Grubedürfe net erin.“

Sie kamen durch Weiden, die schon ganz ohne

Blätter waren und ihnen beim Vorgehen mit nahe liegenden manchmal ins Gesicht schlugen. Sie mußten immer eins hinter dem anderen gehen, um durch das Gebüsch zu dringen. Marieche zählte alle: es waren ihrer zwanzig. Sie ließ die kleinen in die Mitte treten und stellte ein Mädchen, die breiteste und stärkste von allen war und die nicht schrie, ans Ende des Zuges, damit sie in der Kälte verloren gehe. Sie selber schritt an der Spitze gemacht und gleichmäßig aus.

So ging es immer weiter. Ein jedes hielt die Arme vors Gesicht, den Kopf gebückt; jedes in den Weiden dem vorhergehenden aus der Hand und gab sie dem nachkommenden, damit sie nicht schlügen, ein jedes horchte unablässig, immer in Angst um den Weg, nach dem Menschen des Thelius hin, das von dem Plätzchen des Regens nur schwer zu unterscheiden war.

Von Zeit zu Zeit kam ein Ruf von dem Mädchen am Ende her, um Sicherheit zu geben, daß die Verblüffung der Langen Melde noch bestand. Oft auch trat eine Störung im Zuge ein, so daß die letzten einen plötzlichen Stoß bekamen, oder wenn die vorderen so schnell gingen, daß die hinteren nicht nachkamen.

Dazwischen war das leise Lachen eines Jungen zu hören, der sich aus seinem roten Sacktuch einen Hut gemacht hatte und schnell und unbefangen weiter schritt, so daß er dem Mädchen vor ihm ein über das andere Mal auf die Fersen trat. Da leins ihm nach der Ursache seines Lachens fragte, fragt er von selber an. „Saht, ech wünschen mir e Flautche — der Batter hält mir nung aal abenomme, äwer ech well e neu, ech well flöte... wat, do füt der Batter doch net hen?“

Zuletzt fingen alle an, sich auszumalen, was sie sich wünschten, wie sie jeden Tag verbringen würden. Es entstand sogar ein kleiner Streit in der Mitte, da zweie dasselbe wollten und nicht auzunehmen schienen, daß im Schlaraffenland ein Ding mehr als einmal vorkomme. Was aber allen Wünschen gemeinsam war, was als der letzte, eine, große Wunsch blieb, war: sich einmal so recht füllt und voll zu essen, einmal den ganzen Tag nichts anderes zu tun zu brauchen, als zu essen, nur zu essen.

Aber die Große vorne sprach laut in die anderen Stimmen hinein, so daß sofort Stille entstand. Sie blieb dabei nicht stehen, sondern drehte nur den Kopf nach den hinteren um: „Nä — ihr — esu möt ihr mit denke. Ech — ech joun mit mir wäje mir hen, ech joun och wäje nüngem Batter hen. Wenn et wirklich esu schön bo es on met alles han kann, wat mer well, dann nennen ech neu frischen Sack on dom von jedem jet erein. Du dä bringen ech däm Batter. Denn ech well wähle, worüm er esu drurig es on mir spricht: er hat kein Feld wie die Buere em Dörp. Du och jedem von ich fluge Batter, all sen se drurig, all han se kein Feld, mösse arbeede ou eimer arbeede ou könne sich doch kein neu Jack koose, könne doch nit mit däne ander Lent op dä schöne Schiffa fahre. Du die Frane — die han kein Fleisch on kein Riz zum Kochen wie die Buerschfrate. Nä, dat es seiern: die singen och jän mit ons, all, och die Wiever — äwer sie könne nit, nur mir Kinder dürfen en't Land do. No jo, on deshalb mösse mer ine jet brenge von all däm Nichdom — äwer mer z'gen ander Kinder dä Wäg, die sollen et hendirge.“

Die Kinder schwiegen, gingen lautlos weiter. Vor ihnen stand die Not der Eltern, von der sie zum ersten Mal hörten, wieder in den riesenhaft vergrößerten UmrisSEN, die alle Darstellungen bei ihnen annahmen. Sie waren erschrocken, bedrückt. Dann wachte das Mitleid bei ihnen auf, das eigene Leid trat zurück: ja, ich soll machen, nicht stehen bleiben, nur hinkommen, den Eltern von all dem, was da oben war, mitgeben, damit sie auch mit den anderen Menschen auf den strahlenden Schiffen fahren könnten, damit sie sich neue Jacken und Fleisch kaufen könnten.

Und wirklich, trotzdem ihre Beine begannen, sich schon nicht mehr so leicht vom Boden zu heben und zu schmerzen anfangen, schritten sie nun noch eifriger aus.

Ein Junge unter den letzten, mit sauber geschnittenem Haar und weissem Kragen um den Hals, aus wärmer gekleidet als die anderen, sang zu weinen an. Seine Mutter war im Dienst — irgendwo, die Kinder wußten nicht, wo. Sie kam um jeden Sonntagmittag über die Steker her, einen kleinen Korb am Arm, und ging Abends wieder in der alten Richtung zurück. Sie nahm zu Hause den Jungen auf den Schoß, gab ihm aus dem Korb zu essen, Brod und Butter, wischte ihm die Hände, färbte ihm das Haar, steckte ihm ein neues Tuch in die Tasche. Und nun sollte die Mutter, die heute noch dagewesen war, am nächsten Sonntag wieder kommen und er, der Junge, sollte nicht mehr da sein, sollte nicht mehr auf ihrem Schoß sitzen können! Er blieb stehen und wollte nach Hause. Aber die Mutter kam zurück, nahm ihn bei der Hand und führte ihn einem der größeren Mädchen zu, gab seine Hand in die Hand des Mädchens: „Sisch — et Trina nimmt Dich op da Schuh, am nächste Sonntag!“ Und der Junge wischte sich die Tränen ab und ging weiter.

Auch der, der die Schuhe des größeren Bruders zum ersten Mal trug, auf die er so stolz gewesen war, wollte nicht mehr mit: sie waren ihm zu weit, fieber blieb am Boden, wenn er den Fuß hob, und schüttete ihm, wenn er den Fuß niedersetzte, hinten in die Fresse.

Aber die Mädchen lachten ihn aus: immer waren es die Jungen, die weinten; aber sie, die Mädchen, seßt klagten über nichts, sie waren keine kleinen Kinder mehr, waren schon ganz erwachsen! Flugs zog der Junge die Schuhe aus, warf sie sich an den zusammengeflopften Armen über die Schulter, so daß einer vorn und einer hinten hing, und schritt tapfer mit nackten Füßen durch den Regen, wie Mariaché und ihr Bruder.

Sie waren aus den Welden heraus, gingen in einer Reihe nebeneinander, die Große wieder in der Mitte, über hochaufgeworfene Altersfurchen, stolperten, fielen hin und hielten sich schließlich gegenseitig an den Kleiderknoten fest, um sich nicht zu verlieren. Denn die Nacht war so schwarz geworden, daß eins nur die nächsten zwei erkennen konnte, die rechts und links neben ihm gingen; von den anderen waren nur die unveränderlich trippelnden Schritte, hin und wieder ein Husten, ein Keuchen, ein ängstliches Husten zu hören.

(Fortsetzung folgt.)



Die Feinde.

Von Alwin Adé.

(Schluß.)

Heute durch den Rechtsmissbrauch der Feinde bedrohten Fürsten und Städte griffen zur Selbsthilfe. Schon im Jahre 1396 schlossen die Städte Goslar, Braunschweig, Hildesheim, Einbeck und Helmstedt ein Bündnis gegen die Feinde. 1447 traf die Hanse eine Nebereinkunft gegen die westfälischen Freigerichte. 1461 verbanden sich Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, Albrecht, Bischof von Straßburg und Landgraf im Elsass, Albrecht, Erzherzog zu Österreich, Karl, Markgraf zu Baden und Graf zu Spanheim, sowie die Städte Straßburg, Basel, Colmar, Schlettstadt, Weissenburg, Mühlhausen, Offenburg, Freiburg, Breisach und viele andere gegen die Annahme der Feindgerichte. Verabredet wurde, den Einwohnern genannter Städte und Lande jede Klage am westfälischen Gerichte bei Strafe an Leib und Gut zu verbieten. Ausgenommen wurden Sachen, „die an die westfälischen Gerichte gehören, doch soll auch dann die Erlaubnis des Landesherrn nötig sein. Die Gerichtsboten, welche Ladungen oder andere Briefe dieser Gerichte bringen, sollen arretiert, ihre Briefe untersucht werden. Verstoßen solche nicht gegen den getroffenen Vertrag, so soll man den Boten gehen lassen, im anderen Falle am Leibe strafen.“ Die Städte nahmen daher ganz allgemein in den Bürgereid die Verpflichtung für die Neuziehenden auf, „daß sie allein in der Stadt und sonst nirgends“ Recht geben und nehmen mögen.

Als ein Bürger von Eßlingen einen anderen vor dem Freigericht der Krummengrafschaft zu Brünningshausen verklagt hatte, erkannte das Gericht mit Recht, daß der Kläger „darump syn borgerrecht, syn gelobde vnd alde überfahren vnd überbrochen vnd sy darump lobloch, truwelois vnd mynchdig“. Jeder, der in Frankfurt Bürger wurde, mußte beschwören, kein Bündnis ohne Wissen des Rates zu machen. Wer ohne Erlaubnis Freischöffe wurde, fiel in Strafe und war unfähig zur Bekleidung irgend eines ehrenbaren Amtes. Die Stadt Frankfurt verbot im Jahre 1447 ihrem Bürger „Henne Schenk ins Glas“ die Fortsetzung einer beim Freigericht Johann Losen in Lichtenfels angebrachten Sache gegen Conrad Dragnff in Speyer bei Strafe der Ausweisung. Den Juden Isaac Emmerich, der im Jahre 1486 gegen einen anderen Juden, Jossel, beim Freigericht Hans Vollmar, genannt von Tweren, in Freienhagen verklagt hatte, warf der Rat in Frankfurt ins Gefängnis und sagte ihm dann aus der Stadt. Als Hans Sprendlinger und sein Sohn gleichen Namens 1491 den Ritter Gobel von Alzei in Westfalen verklagt hatten, ließ der Rat sie ins Gefängnis werfen und erst dann wieder los, als sie eidlich gelobt hatten, nie mehr in Westfalen Recht nehmen zu wollen. Fremden, die einmal einen Frankfurter Bürger vor ein Gericht gezogen hatten, verweigerte der Rat den Aufenthalt in der Stadt. So schrieb er 1468 einem Coblenzer Schiffer auf seine Bitte um Geleit: „nachdem du vormals Michel Horn, ehemaliger Bürger mit dem heimlichen Gericht fürgenommen, so geben wir dirne husfrau noch den dienen mit Geleit bi uns“.

Noch weiter und strenger ging der Rat von Augsburg im Jahre 1468 gegen zwei seiner Bürger vor, die am Freigerichte verklagt hatten: er ließ sie töpfen. Einen ebenso gewalttätigen, aber vielleicht praktischen Vorschlag machten 1441 die preußischen Stände ihrem Hochmeister, indem sie erklärten: „Sönnen wir uns der Feinde nicht anders entschlagen, so erlaubt uns nur, daß wir die aus der Feinde nebst ihren Genossen und Verbündeten ebenfalls wieder holen dürfen, wir wollen zu Abenteuer der Feinde so viele aufzulösen und auf die Seite bringen als sie der Unserigen.“ Aus politischen Gründen, um es nicht mit dem Kaiser zu verderben, der ohnehin dem Orden nicht grün war, gab der Hochmeister diesem Antrage nicht statt; immerhin verboten auch die preußischen Stände, Städte und Ritterschaft 1448 das Klagen der westfälischen Freistühle bei Verlust von Leib und Vermögen.

Ebenso suchten sich die Bedrohten gegen die Feinde mit Hilfe der Kirche zu wehren. Die Stadt Frankfurt, die nicht nur das Kaiserliche, sondern auch päpstliche Privileg des non evocando hatte, ließ eine Feindladung seines Bürgers fast regelmäßig mit dem Kirchenbamme gegen den laufenden Freigeraden beantworten. So wurden auf Ansuchen des Rates in Frankfurt folgende Freigeraden gebannt: 1485 der von Lichtenfels, 1489 die von Freienhagen und Eversberg, 1490 Jacob mit den Hunden zur breiten Eiche, 1508 der Freigerad zum Fürstenberg und 1526 der zu Medebach.

Alle diese Maßnahmen beweisen, wie verhaftet sich die Freigerichte durch ihre Maßnahmen und Willkürleute gemacht und wie kein Mensch mehr sie als Höflinge des Reichs, sondern als Quelle schwerer Unruhe betrachtete. Dabei wurde die Rechtsunsicherheit immer größer, denn die Freigeraden, von denen jeder, unbekümmert um den anderen, nach eigenem Geizept Recht verzapfte, brachten einen ungeheuren Rechtszwirrwarr zu stande. Das erste Freigerichtsurteil wurde von einem zweiten Stuhle für ungültig erklärt, dieses zweite wieder von einem dritten — kurz, kein Mensch wußte mehr, was in den Prozessen gehauen, was gestochen war. Im Laufe der Verhandlungen führten sich die Freigeraden wohl auch selbst in die Haare, luden sich gegenseitig vor Gericht und verfeindeten sich. Am 3. Juli 1411 erließ in einem Feindprozeß Frankfurt's Gord de Grote, Freigerad zu Waltrop, eine Ladung gegen den Freigeraden von Nordern „umb der Burechte wissen, so er gefart haint an dy Burgere von Frankfort“.

Die Feindprozesse wurden durch solche Verhältnisse immer mehr von einer fast bandwurmartigen Länge. Durch Appellation, Kasation, Restitution, Hin- und Herschleben an den Freistühlen, Abfordern usw. wurde ein solcher Prozeß das gerade Gegentell der prompten Rechtspflege, von welcher manche Geschichtsschreiber noch immer fabeln. Der Feindprozeß der Catharina Helfmann begann 1455 vor dem Freigeraden Mangold von Freienhagen und war 1479 noch nicht zu Ende.

Sehr lehrreich ist auch der Prozeß Kaspar Torringers und des Herzogs Ludwig von Bayern gegen den Herzog Heinrich dem Neichen von Bayern. Derselbe spielte sich folgendermaßen ab.

1. Verurteilung Herzog Heinrichs des Neichen am Freistuhl zu Limburg 1429.

2. Kaiser Sigismund, der immer Partei für den größten Dukatenstaat nimmt, stellt sich auf Seite des Verurteilten, sagt dem Kläger, Herzog Ludwig von Bayern, den Frieden auf und überweist die Sache dem Herzog von Jülich zur Revision.

3. Protest des Freigeraden Bernhard Dürer gegen diese Revision und Klusforderung an alle Untertanen des Herzogs, gegen ihn nach Feindrecht zu verfahren.

4. Übermalige Abforderung des Prozesses durch den Kaiser nach Straubing, wo er mit Hilfe echter Freischöffen die Sache erledigen will.

5. Da die Freischöffen in Straubing nicht erschienen sind, neue Ladung derselben nach Nürnberg.

6. Protest des Freigeraden gegen diese Verfügung und Kapitelbeschluss der westfälischen Freigeraden. Herner Beschluss, daß eine aufgenommene Feindfrage vom Kaiser oder seinem Statthalter nur vor einem Freistuhl in Westfalen abgemacht werden könne, wenn appelliert worden.

7. Persönlicher Versuch des Kaisers, den Kläger zu bewegen, die Klage zurückzunehmen.

8. Aufhebung des Limburger Feindurteils 1430 durch den Freistuhl zu Halver. Feindurkption: Herzog Heinrich von Bayern, Landgraf Ludwig von Hessen und Markgraf Friedrich von Brandenburg schwören Meineide. Mitwirkung des der Meineidschöffen willigen Freigeraden Conrad Ulrich von Sachsenhausen, der gar nicht wissend und läbigen seit 1418 selbst verfeindt, auch im Jahre 1424 vor dem Freistuhl zum Spiegel von sechs Freigeraden wegen „Ungerichts“ für unfähig erklärt worden war, in der heimlichen Acht zu richten, was aber nicht weiter gesagt zu haben scheint.

9. Übermalige Verfeindung des Herzogs Heinrich des Neichen durch den Freigeraden Ludwig Schmitzettel vor dem Freistuhl von Willigstede bei Schwerde. Zu derselben nahmen 18 Freigeraden und 800 Freischöffen teil (ein ungeheuer teurer Spaß). Herzog Wilhelm von Bayern wird aufgefordert, das Feindurteil zu vollstreken und die Acht zu vollziehen.

10. Der Kläger Herzog Ludwig von Bayern wird vom Kaiser seiner Länder verfürstig und vom Konzil von Basel als Kirchenräuber erklärt; ferner

11. auf Antrag des verfeindeten Herzogs Heinrich des Neichen vor einem waldeckischen Freistuhl verfeindt.

12. Aufhebung dieses Feindurteils vor dem Freistuhl zu Brünningshausen.

13. Protest des Vertreters des verfeindeten Herzogs Heinrich des Neichen, Baruter, vor dem kölnischen Notar Stutzen, worin er die Freigeraden und Stuhlherrn beschuldigt, vom Herzog Ludwig bestochen zu sein.

Zu der Tat hatte der erste Freigerad am Freistuhl zum Spiegel in Dortmund, der sehr reiche Graf Courad von Liendenhorst, anher den hohen Gerichtsgebühren fünf Jahre lang je zwanzig römische Gulden von Herzog Ludwig bezogen. Dass dabei die anderen Freigeraden und Freischöffen nicht leer ausgegangen sind, läßt sich denken.

Schließliches Endresultat: der verfeindete Herzog Heinrich der Neiche bleibt oben auf.

So ging dieser Prozeß aus wie das Hornberger Schießen. Und einen solchen Ausgang hatte ein sehr großer Teil der angestrengten Feindprozesse.

Die Freischöffen, welche in den Gebieten und Städten außerhalb Westfalens saßen, standen in der

weitaus größten Mehrzahl im Fürsten- oder Städte-dienste. Sie waren auf Kosten der betreffenden Städte oder Fürsten in Westfalen wissend geworden, oder waren, weil sie wissen, aus diesem Grunde in Dienst genommen worden. Aber alles dieses war geschehen, nicht um das Interesse der Feme zu fördern, sondern mit dem ausgesprochenen Zwecke, Fürsten und Städte gegen Angriffe der Feme zu schützen. Diese Freischöffen waren nicht Stichen, sondern Hemmungshühe eines raschen Strafvollzuges, sobald derselbe nicht im Interesse der jeweiligen Gebieter lag. Bei der erbitterten Feindschaft, die in den meisten Gebieten und Städten gegen die Feme herrschte, hätten die ja ganz allgemein bekannten Freischöffen es auch nur wagen sollen, ein gegen Bürger der Stadt oder des Gebietes, in dem sie saßen, ergangenes Femurteil auf eigene Hand vollstrecken zu wollen. Das Rezept, welches 1441 die preußischen Städte gegen die Feme ihrem Hochmeister vorschlugen, wäre sofort an ihnen vollzogen worden. Würden die Augsburger gegen zwei ihrer Mitbürger, bloß weil sie in Westfalen gefangen hatten, so ungemeinlich, daß sie ihnen die Köpfe abschlugen, was hätten sie erst mit dem Vollstrecker eines Femurteils angefangen? Uebrigens wäre ja der Strafvollzug eines nicht anerkannten Gerichts auch juristisch nichts als Mord gewesen. Die Freischöffen hielten in den Städten nichts zu verkaufen, sie durften gar nicht mitschaffen. Als 1524 zwei Frankfurter Freischöffen vor dem Freigerichte in Breidenbach verhaftet wurden, was sie als Schöffen ja durften, sperrte der Rat sie ohne weiteres ein und wies sie später aus, wie er denn auch Exekutions- und Strafvollzugsanforderungen der Freigrafen meistens in den Papierkorb warf. Obendrein war in einem Zeitalter, in dem nicht nur der Bürger, sondern auch der Bauer bewaffnet war, das Henken doch nicht so leicht, wie man glaubt — abgesehen davon, daß das Amt eines Henskers, vielleicht wegen Innenpiger acht Weispräfumie wünschen, nicht jedermann's Geschmack war.

Aber auch in Westfalen selbst gab es weder eine straffe Organisation, noch irgend eine größere Interessengemeinschaft der Freischöffen. Westfälische Freigerichte gab es übrigens gar nicht, das war nur ein Lokalbegriff. Wohl aber gab es colnische, märkische, bergische, minderische, paderbornische, hessische, waldeckische, nassauische Freistühle und Freigrafen. Und da die Freigrafen durchaus nicht frei, sondern nur die bezahlten Agenten und Diener ihrer Stuhlherrn waren, die jeden Augenblick in den Gang des Prozesses eingreifen, ihn inhibieren usw. konnten, so war es klar, daß politische, wirtschaftliche und lokale Interessen und Streitigkeiten der Stuhlherrn sich auch in den Handlungen und Urteilen ihrer Freigrafen wieder spiegelten müssen. Einig waren die westfälischen Freigrafen nur bei der Abwehr eines Angriffes auf ihre Privilegien von außen, sonst ging jeder seine eigenen Wege. Von einem einheitlichen, gemeinsamen Handeln der westfälischen Freischöffen findet sich nirgends eine Spur.

So war es ganz und gar nichts mit einem raschen und heimlichen Strafvollzug. Die adeligen Schnapphähne, die ja immer das meiste auf dem Kerbholz hatten, saßen auf ihren Burgen und kümmerten sich den Teufel um die Feme. Uebrigens waren sie ja meistens selbst Mitglieder der Feme; sie waren ja doch die Schieber der Femulissen! Die sogenannten, freien, westfälischen Bauern waren nur Staffage.

So konnte man als Verfechter ein ganz hübsches Alter erreichen. Die meisten Verfechter ließen, wenn sie etwas auf dem Kerbholze hatten, den Sturm erst vorübergehen, hielten sich ruhig in den Städten oder ihren Burgen, um sich dann später, wenn sich die Wellen geglättet, mit ihren Gegnern auszutönen. Dazu gehörte nichts, als ein hübscher Bogen Gelb, das man teils dem Geschädigten, teils dem Freigrafen in die Tasche schob.

Hermann Massinckrodt wurde 1452 vom Dortmunder Freigrafen Wilhelm von Bünigen verhaftet. Er saß ruhig auf seiner Burg in Bünigen; vier Jahre später steht er im Dienste der Stadt Dortmund.

Ebenso wurde Gerlach von Breidenbach 1414 vom Freigrafen von Falrecht verhaftet, saß aber 1419 noch unangeschlagen und unausgeschaut auf seiner Burg zum Breidenstein. Der Freischöffe Heinrich Duse, ein Goldschmied, 1459 vom Freigrafen Hackenberg zum Tode verurteilt, lebte ruhig in Frankfurt, trotzdem der Freigraf, der sich anscheinend sehr über den Duse ärgerte, 1469 neue richterliche, aber ebenso nutzlose Handlungen gegen ihn unternahm.

Dagegen veranlaßte der Rat von Frankfurt den 1453 zum Tode wegen seines Angriffes auf einen Stadtboten verurteilten Freischöffen Siegmund Melnitz, sich mit seinen Gegnern auszusöhnen; Angriffe auf seine Stadtboten bestrafte aber auch der Rat von Frankfurt mit dem Tode. Es war auch gar nicht der Strafvollzug, welcher die Feme so verhaft machte. Denn gegenüber dem württembergischen war sie ja noch human, sie hängte ihn einfach auf, während in den Städten, z. B. Augsburg, Nürnberg, oft die grausamsten und furchtbarsten Qualen über die Unglücklichen verhängt wurden. Was an der Feme so erbittert, waren die ewigen Plackereien, Scherereien, Schreibereien und die Hartnäckigkeit, Dickköpfigkeit und Eigensinnigkeit der westfälischen Freigrafen, welche in jener schreib- und verkehrsarmen Zeit doppelt unerträglich waren.

Natürlich konnten auch politischer und persönlicher Haß, verbunden mit Habgier aus einem vollstreckbaren Femurteil eine furchtbare Waffe machen, welche namenloses Elend, schweren Schaden an Leib und Gut für die Verroffenen zur Folge hatte. So setzte auf Grund des später kassierten Urteils des Freigrafen Mangold in dem Prozesse des Hans David gegen den deutschen Orden der Bischof Johann von Werden, weil er dem Orden feindlich gesinnt, Untertanen desselben in den Kerkern, ließ einige davon darin umkommen und sterben und konfiszzierte deren Güter. Wenn ihn später auch König Sigismund zur Freilassung der Gefangenen, Herausgabe der konfiszzierten Güter und Schadloshaltung zwang, den Toten konnte dies nichts mehr nützen.

Auch die Kabinettjustiz bediente sich der Feme. Im Jahre 1444 war der Bürger Peter Konipe, wahrscheinlich ein Frankfurter, auf Antrag der Stadt Thorn vor dem Freistuhl zu Billigte bei Schwerte verhaftet. Er hatte dann ruhig in mehreren Städten gelebt, zuletzt mehrere Jahre unangeschlagen in der Stadt selbst, auf deren Antrag das Femurteil erfolgte. Auf einmal aber mußte er sich nach hentigen Staatsbegriffen dem Orden und der Stadt Thorn "lästig" gemacht haben. Und slugs besann man sich auf das Femurteil und hängt den armen Teufel auf. Daß es sich um Kabinettjustiz handelt, geht aus den lahmten Entschuldigungen hervor, mit welchen sich der Hochmeister in einer Klage eines Bruders des Hingerichteten vor der kaiserlichen Kammer in Wien hinter die Feme versteckt. Uebrigens erkannten weder der Orden, noch der Hochmeister, noch die Stadt Thorn in anderen Fällen die Kompetenz der Feuergerichte irgendwie an.

Das ganze fünfzehnte Jahrhundert verteidigten die westfälischen Freigerichte ihre Privilegien mit zäher Hartnäckigkeit gegen das immer siegreicher vordringende römische Recht. Als aber auch die Kaiser ihre schützende Hand nicht mehr über sie hielten, mußte es mit ihrer Machtstellung schnell zu Ende gehen. Es war kein Platz mehr vorhanden in Deutschland für ein Rechtsverfahren, das in seinen Grundformen durch den Sachsenriegel verkörpert wird. Das fremde Recht vernichtete die letzten Spuren germanischer Sitten und Rechtsgebräuche. Als daher Kaiser Maximilian 1495 auf dem Reichstage zu Worms die Kompetenz der westfälischen Freigerichte durch die Verordnung sehr beschränkte: "daß jedermann (also auch die Freischöffen) in erster Instanz vor seinem ordentlichen Richter und vor keinem anderen verhaftet werden solle," und das kaiserliche Kammergericht prinzipsiell anging, die Urteile der Freigrafen zu kassieren und mit hohen Geldstrafen gegen dieselben vorzugehen, ging es allmählich zu Ende.

Die Westfäliger selbst aber hielten mit ihrer Bähigkeit an ihren Freigerichten fest. Frei waren sie keine Straf- und Blutkammern nicht, sondern wurden in ihrem Ausgang wieder das, sie von Anfang an gewesen — bauerliche Schieds- und Feldgerichte.

Das letzte Freigericht wurde zu Gehmen gehalten. Die all' die Jahrhunderte hindurch gehaltene Lösung nahm der letzte Freigraf in sein Grab. Auch von den Blutbüchern, in welche die Freigrafen die Namen der Freischöffen und Verfechter einzutragen verpflichtet waren, ist keines der Nachwelt erhalten geblieben. —

Aus dem Altertum der Erde

Von Curt Grotewitz.

(Schluß.)

Als Urgestein enthält keine Lieberreste von Dieben oder Pflanzen, denn lange Zeit, nachdem die Erdkruste fest geworden war, gab es ja noch keine Organismen. Das Weltmeer war vollständig leer an Lebewesen, es bildete also vollständig fossilienleere Ablagerungen. In jenen ältesten Zeiten, die man als archaische bezeichnet und in streng zum eigentlichen "Altertum" der Erde rechnet, sind zwei große Gestaltungen, die Urgeiss- und Urschieferformation, abgelagert worden. Die ersten markantesten schließen sich überall auf der Erde gebildet zu haben, und auch das ist ein Beweis mehr, daß die Oberfläche unseres Planeten im Anfang ganz von Wasser bedeckt war. Natürlich liegt die Urgeissformation an vielen Stellen der Erde so weit in der Tiefe, daß sie unseren Blicken verborgen ist, also der Umstand, daß die einzelnen aufgeschlossenen Berggneisregionen in verhältnismäßig geringen Höhenlagen voneinander über die ganze Erde verstreut sind, deutet darauf hin, daß diese Regionen nur in uns zugänglichen Teilstücken einer überall zusammenhängenden, die ganze Erdoberfläche umschließenden Urgeisdecke sind. Nicht ganz so verbreitet ist die Urschiefer, der vorwiegend aus Glimmerschiefer und Glimmerphylliten besteht. Er liegt, wo er mit dem Gneis zusammen erscheint, über denselben, ist aber später als dieser abgelagert worden. Die beiden Formationen bestehen stellenweise eine sehr große Mächtigkeit. Um sie abzulagern, dazu bedurfte es ohne Zweifel sehr langer Zeiträume. Besonders über die Bildung des Urgeises und des Urschiefers mehr Jahrtausende dazugegangen, als über die verschiedenen Perioden, die das eigentliche geologische Altertum umfaßt. Allein die Einförmigkeit, damals auf der Erde herrschte, die Gleichförmigkeit des Bodens, der Mangel an Felsland, die Monotonie eines einheitlichen Weltmeers und vor allem das Fehlen von Organismen ließen damals Jahrtausende und Jahrhunderttausende dahingehen, ohne daß sich das Antlitz der Erde änderte.

Allein, einmal kam der Zeitpunkt, wo in den großen Weltmeeren das organische Leben erwachte und wie es einmal erwacht war, da spann es sich auch unaufhörlich weiter und weiter. Das Leben ist es, die Pflanzen und Tiere, die von nun an ihre Spuren in die Ablagerungen eingraben und die Geschichte der Erdoberfläche von nun an manigfaltiger gestalten. Denn nach den Organismen unterscheiden wir die einzelnen geologischen Perioden, jede neue Welt von Lebewesen hat ihre Epoche für sich. In dem eigentlichen Altertum wechselte in die organische Welt wiederholt ihr Aussehen. Nicht weniger als sechs Perioden unterscheiden wir deshalb. Wir haben bei der Schilderung der geologischen Verhältnisse gesehen, daß erst in den jüngsten Perioden des geologischen Altertums Felsen entstanden. In den älteren gab es also immer nur Wasser und Wasser rund um die Erde. Im Wasser entstand also das erste Leben. Die erste Periode des Altertums, das sogenannte Präcambrium, weist aber nur geringe Reste von Lebewesen auf: Wurmspuren und Abdrücke von seltsamen Mollusken und Korallenröhren. Es ist uns aber ohne Zweifel

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 48

Für den Annoncen Teil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich. Alleinige Unterlagen-Ausnahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gespaltenen Monoparallel-Büste oder deren Raum A. 1,50.

1904



Nemonoir-Uhren, garantiertes Werk, stabile, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Stichstempel, 24 d. Goldrand, Emaille-Römer, netto 10 Mk. A. 3,50 unfrankiert. 8 Elmer franko. Vorzügliche gar. reine Cacaos à A. 110, 120, 140, 180 A. 9 Mk. franko. Gustav Krüger, Magdeburg 36, Bismarckstraße 55.

Gegen nur 2 Mk. Monatszahlung versende ich überallhin anerkannt vorzügliche Musikwerke selbstverständlich und zum Drehen von 18 Mk. an. Reelle schriftl. Garantie. Friedrich Riebe, Breslau 170. Illustratio Preisliste kostenfrei.

+ Bei Magerkeit +

Schöne Körperform, upp. voll. Figur verwendet man „FIB“ (ges. uns. Kraftpulver „ges.“). Preisliste gratis und franko. H. u. A. Arnoldi, Hüttensteinach 26 i. Thür.

Deutsch. erstklassig. Roland-Nähmasch., Waschmaschinen u. landwirtschaftl. Maschinen, auf Wunsch Teilzahlung. Anz. 6-12M. Abz. 4-7M. mon. Geg. Barz. lief. Nähm. sch. v. 48. M. au. Man verlange umsonst Preisliste. Roland-Maschinen-Gesellschaft in Köln 286.

alte und silberne Medaille Paris 1900. Mann, Frau und Kind! rachtvolles Kopfhaar verleiht m. Kräuterwasser u. Pomade Nordpol. Flasche u. Rose zusammen A. 3,50 franko pr. Nachherd. Schuppen u. Haarausfall macht Haar dicht, lang u. seidenweich. Neuanfang auf kahl. Stell., sowie Augenbrauen. Erfolgr. Entwicklung e. schneid. Schnurrbart, d. Manneswürde, denn saare pflanzen kann man doch nicht. Erfolg garantiert. Viele Dankeschreiben. GEORG POHL, Versandhaus „Georgs“ Berlin-Schöneberg. Albertstraße 13.

Kaffee billig

naturell geröstet nachholig à Pfd. 80 bis 180 Pfg. perls à „ 93 „ 178 „

eln und feinschmeidend, wird verarbeitet in Säcken ½ Pfd., auch schon von 5 Pfd. u. unter Nachnahme frei jeder Postkosten. Muster und Preisliste post- und kostenfrei. Aufträge u. Anfragen erbitte unter Bezugnahme auf diese Annonce. Reichenhardt jun., Halle a. d. S. Kaffee-Import und Groß-Mösterlei Verleger- und Sortier-Anstalt.

Sie ahnen nicht wie billig in prima Ware wir hygienische Bedarfssorten, Bonbons etc. liefern. Ein Versuch führt zu dauernder Kundenschaft. Lustige Preislisten gratis und franko. Märkische Kautschuk-Industrie, Berlin 71, Lindenstrasse No. 84.

Vorteilhaftes Bezugsquelle von Musikinstrument. jeder Art Katalog frei Tell-Tabak D. R. W.-Z. 58308 leichter, goldgelber Förster-Tabak 10 Z.-Postbeutel franko A. 4,50 Ernest Aug. Wagenschleifer Gegr. 1875. Hannover-Linden 16. Gegr. 1875.

Wilhelm Paulus Markneukirchen No. 112.



Gold- u. Silberwaren.

Woch-Uhren mit Absteller v. 1,50 an
Nickel-Ram.-Uhr, 80 St.-Werk v. 8,20 an
Echte silberne Ram.-Uhren v. 6,80 an
Echte silberne Damen-Uhren v. 6,75 an
Versand gegen Nachnahme oder vorherige Einsendung des Betrages.
Risiko ausgeschlossen, da bei Nichtgefallen Geld retour.

Uhren aller Art.

Julius Busse

Berlin C. 19, Grünstr. 3/5K.
Reich illustriert. Katalog über alle Arten v. Uhren, Ketten, Gold-, Silber-, Nickel- u. Bronzwaren, optischen Instrumenten, photograph. Apparaten, Münzkronen, Leder- und Stahlwaren, Uhren - Fournitures und Werkzeug. gratis u. franko.

Optische Artikel.

Echte goldene Ringe v. 0,95 an
Kaffeeservice, vern. At. v. 8,20 an
Photographie-Albums v. 1,- an
Musikwerke m. Platten v. 8,90 an
Operngläser mit Etui v. 8,50 an
Wirklich billige u. anerk. reelle Bezugsquelle für Wiederverkäufer, Uhrmacher u. Händler.

Photogr. Apparate.

Ulk-Musik.

neuestes Scherz-Instrument, der fidele Dudelsack nach Anleitung sofort spielbar. Riesen-Lach-Erfolg.

No. 1. p. 1 St. Mk. 1,75, 2 St. 8,80.
1 St. (Quartett) 6,-, 8 St. 8,50 franko.
No. 2. Extra gross u. stark p. 1 St. MK. 2,75,
2 Stück 5,-, 4 Stück (Quartett) 9,60,
8 Stück 18,50 franko. Nachn. extra.

Gottl. Hayn, Breslau 59.

Tauentzienstrasse 87.

VORTHEILHAFTESTE BEZUGSQUELLE

4-6 A. - Cig. 100 St. M. 2,60 3,- 8,20 8,80
5-6 A. - Cig. 100 St. M. 3,40 9,00 4,- 4,20
6-7 A. - Cig. 100 St. M. 4,10 4,60 4,60 4,80
7-8 A. - Cig. 100 St. M. 5,- 5,20 5,50 5,80
10 A. - Cig. 100 St. M. 6,- 6,50 u. besser.
Garantie: Rückn. od. Tausch, daf. k. Risiko.
Nachnahmesendungen ab 600 St. franko.

H. C. Albrecht, Cigarren-Fabrik

Kaiser-Wilhelm-Strasse 49 (Albrechtshof).
Neueste illustrierte Preisliste gratis.

Schirme. Ford. Sie
Schirme — Spazierstöcke — Fächer,
Schirmfabr. F. B. Heinz, Halle a. S.



Wilhelm Kruse

Märkneukirchen Nr. 413

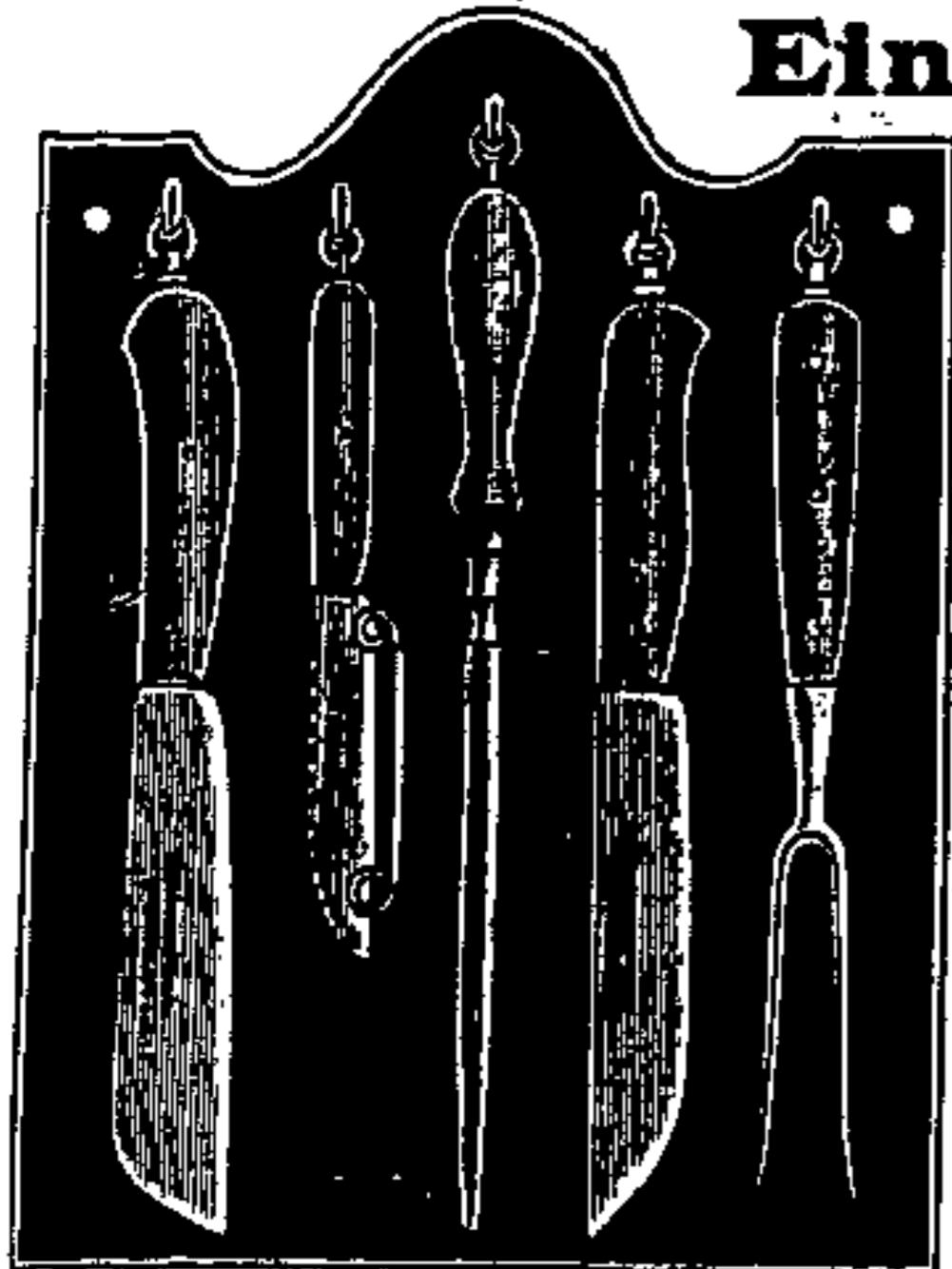
Das Gröste

Vorteile bei direktem Kauf

Haupt-Katalog 1911

Konkurrenzlos billig!

Ihn uns schnell einzuführen, versenden wir gegen vorherige Einsendung von M. 1,10 ein hochfeines Rasiermesser mit Etui franko. Dieses Rasiermesser besteht aus in schwedischem Stahl, Garantie Solingen, und liefert wie für solches volle Garantie. Rasierblatt mit poliertem Holzgriff 16 A. ff. reines Borosil mit breiter Metallinlassung 25 A. Zahnsicherheit, sein vernietet 85 A. Streichen kann, prima Bindelader, pol. Holz im Kutteral 20 cm lang 4 cm breit A. 1,10. Wasser-Abziehschlüssel 80 A. u. A. 1,10. Rasierstifte, großes Stück 10 u. 20 A. Dieses Angebot ist konkurrenzlos billig, wird von keiner Firma erreicht und sollte daher von jedermann benutzt werden. Versand gegen vorherige Einsendung des Betrages (Nachnahme 20 A. mehr) durch das große Versandhaus von Gebr. Kierst, Köln a. Rh.



Eine Zierde für jede Küche

soll in keinem Haushalt fehlen.

Komplettes Küchenbrett,
matt Eichenfarbe gebeizt, Größe 28×36 cm
mit 5 prima Werkzeugen.

1. Fleischgabel, fein vernickelte Klinge, 16 cm lang,
2. Brotmesser, extra scharf, Klinge 16 cm lang,
3. Gemüsemesser, verstellbar, mit Fischschupper,
4. Küchenschlachtmesser, Klinge 16 cm lang.
5. Messerstahl zum Schärfen, la Qualität

nur M. 3,50 komplett gegen Nachnahme, Porto 50 A.

Dasselbe Brett in hochfeiner Ausführung,
alle Messer fein poliert und verzierte Hefte, M. 4,50
komplett gegen Nachnahme, Porto 50 A.

Illustrierter Katalog unserer Waren, circa 4000 Gegenstände enthaltend, umsonst und portofrei.

Stahlwaren-Fabrik und Versandhaus

E. von den Stelen & Cie., Wald bei Solingen 282.

Phonographen Grammophone Musikwaren

Nur prima Fabrikate zu billigsten Preisen.
Illustrierte Preislisten gratis und franko.

J. Ch. Detmering, Hamburg 50.

Musik-Instrumentenfabrikation, gegr. 1858.

Fabrikmarke

30 Tage zur Probe

versenden wir, um jedermann Gelegenheit zu geben, sich von der Güte unserer Waren zu überzeugen, unser Silberstahl-Rasiermesser No. 30, fein hohl geschliffen, fertig zum Gebrauch, mit Etuis pro Stück M. 1,50 unter fünfjähriger Garantie. Besteller verpflichtet sich, den Betrag binnen 30 Tagen ein- oder das Messer retournzusenden. Also kein Risiko! Mehr als ein Stück versenden wir nur unter Nachnahme. — Namen in Goldschrift pro Stück 10 A. und portofrei versenden wir unser. Hauptpreiskatalog, neueste Ausgabe mit ca. 2000 Abbildungen über Stahlwaren, Lederwaren, Golli und Silberwaren

Pfeifen, Sensen, Haushaltungsartikel sowie viele Neuheiten.

Gebr. Wolfertz, und Versandgeschäft, Wald b. Solingen No. 20.

Hygienische Bedarfssachen
billigste Preise. — Anfragen erbeten.
Heinrich Sachs

Frankfurt a. M. 3, Alertheiligenstr. 58.

In herrlichster Märchenpracht erstrahlt ein Weihnachtsbaum mit meinem

Glas-Christbaumschmuck.

Wirklich größtes prachtvollstes Sortiment aller besseren diesjährigen Neuheiten gegen Einsendung von M. 5 (Nachn. M. 5,30) franko über 300 Stück mit nur echt Silber verspiegelte Panoramakugeln, Elfen, Reflexe bis 8 cm Durchmesser, Fantasiestäben, läutende Glocken, alle Arten Früchte und Edelholz, Eis- und Altlaskugeln, Elzapfen, dabei viele mit Silberdraht und Seiden-Chenille sowie Filigran, unübertroffen, reizende, überspannende Prachtstücke, Luftblasen, Gondeln, farbenprächtige Silberglanzperlen usw. Zu demselben Preise Sortiment II, enthaltend: zehn Dutzend nur grosse Sachen, oder Sortiment III, bestehend aus 60 Stück der größten allerfeinsten Primaware. Auch liefere auf Wunsch jedes dieser drei Sortimente in hochmoderner, dem nobelsten Geschmack entsprechend, weißer Silberausführung.

Jedem Sortiment lege gratis bei: eine mit drei verschiedenen Garnituren auf das Grossartigste ausgestattete Strahlenkronenspitze, 23 cm lang, 8 cm breit, das Schönste, was bisher in Baumspitzen hergestellt worden ist, und für Weiterempfehlung ausser 1 ff. Wachsengel mit Silber-Flügeln und einem Paket Lichthalter noch einen wunderbaren Paradies-Vogel aus Glas, 18 cm gross, mit beweglichen Flügeln und natürlichen Federn.

Versand von nur aus denkbar feinstem und solidestem Material hergestellter Ware unter sorgfältigster Verpackung, welche jeden Käufer zufriedenstellen wird.

Theodor Müller Hipp, Laufia, 5.-Mein., Nr. 67

Fabrikant von Christbaumschmuck und künstlichen Angen.

Allein über 1900 der glänzendsten Anerkennungen vom Jahre 1902.

</

Bei der Grossmutter. Holzschnitt nach einer Originalzeichnung von Curt Liebich (Gutach).



nur ein unvollkommenes Bild aus dem organischen Leben des Präcambriums erhalten. Wahrscheinlich waren die ersten Organismen, die damals im Meere entstanden, so zarter, vergänglicher Natur, daß sich von ihnen kein Rest konservieren konnte. Es ist anzunehmen, daß zunächst einige pflanzliche Mikroorganismen entstanden und daß diese die Nahrung bildeten für alle die Tiere, die sich später entwickelten. Nichts ist so überraschend als das fast gleichzeitige Auftreten aller größeren Gruppen von Tieren in jenen uralten Erdperioden. Im Präcambrium können wir freilich überhaupt nur eine unvollständige Auschauung von den Organismen jener Zeit gewinnen, aber gleich in der nächsten Periode, im Cambrium, tritt uns bereits das organische Leben in reicher Fülle entgegen. An 700 verschiedene Tierarten sind aus jener Zeit bekannt, namentlich waren damals eigentümliche Gliedertiere, die sogenannten Trilobiten, sehr verbreitet; aber auch Mollusken von dem Typus der Tintenfische und Armfüßer, Schwämme, Hohltiere, einige Stachelhäuter und Wirmer waren damals bereits vorhanden. Kurzum, wenn man von den Fischen und anderen Wirbeltieren absieht, so waren in dem Weltmeere zur Zeit des Cambriums bereits alle großen Tierkreise vertreten, die noch heute unsere Meere bevölkern. Allerdings war noch nicht im entferntesten jene unendlich reiche Differenzierung der einzelnen Kreise eingetreten, die heutzutage die ganze Tierwelt in ein schier unverstehbares Gewirr von Formen zerlegt hat.

Während nun in der folgenden Periode, im Silur, das Leben der Tiere durch das Auftreten der ersten Fische eine Bereicherung erfährt, tauchen jetzt auch einige Inseln aus dem Weltmeer hervor, die Anlaß zur Bildung der ersten Landtiere geben. Aus dieser Zeit sind freilich nur einige Scorpione als Laubbewohner bekannt. Offenbar waren es nur sehr geringe Inselgebiete, die sich damals aus dem Schoße des Meeres hervorhoben. Erst in der nächsten Periode, im Devon, gewinnt das Land überhaupt einige Bedeutung. Und jetzt besiedelt es sich bereits mit Pflanzen. Farne und andere Gefäßkryptogamen erscheinen im Verein mit einigen Nadelbäumen. Es bildet sich schon die Flora heraus, die in der nächsten Periode, der am meisten erwähnten des geologischen Altertums, in der Steinkohlenzeit, eine so mächtige Entwicklung nehmen sollten. Denn nun tauchte immer mehr Land aus den Fluten empor. Es war allerdings noch kein Aufwerfen von Gebirgszügen, denn dieses erfolgte erst nach der Steinkohlenzeit, aber jetzt hoben sich bereits große Gebiete sanft aus dem Meere hervor. Der Wasserstand war auf ihnen aber noch sehr hoch, es waren wohl meist sumpfige Ländereien, auf denen sich eine üppige Pflanzenwelt entwickeln konnte. Die Feuchtigkeit des Bodens und der Luft, die große Wärme, die damals allenthalben auf der Erde ohne Unterschied der Zone herrschte, trieb die Gewächse zu mächtigen Baumriesen empor. Aber während jetzt dikotyphische Laubgewächse oder wenigstens Koniferen den Stolz unserer Wälder bilden, waren es damals die Gefäßkryptogamen, die die Baumwelt der Steinkohlenzeit repräsentierten. Finstere und dabei doch mit zierlichem Blattwerk ausgestattete Farne, abenteuerliche, zu den Schachtelhalmen gehörende Kalamiten, bärappartige Sigillarien und Lepidodendren segten damals im Verein mit einigen altertümlichen Koniferen ungeheure Sumpfwälder zusammen. Der Formenreichtum der Pflanzenwelt war damals gewiß noch nicht entfernt so groß, es fehlten außer den Koniferen noch alle dikotyphischen Gewächse, es fehlten alle Blumen, die heute nicht nur Wiese und Flur, sondern auch die Wälder schmücken. All die liebliche Farbenpracht der Blüten fehlte damals, sie paßte gewissermaßen noch nicht in den heroischen Ernst jener altertümlichen Zeiten. Steif und finster erheben sich jene alten Kryptogamenbäume und strecken ihre Farn- und Schachtelhalmwedel einsam in die wasserdunst- und Kohlensäurereiche Luft. Wie es keine Blumen gab, die durch ihr Farbenspiel den Ernst der grünen Baumkronen milderten, so gab es damals noch keine Vögel, die durch ihren Gesang,

durch ihr munteres Wesen, durch ihr Umherstreuen in den Wäldern die Natur belebten. Nur einige Amphibien von seltsamem Körperbau sind damals zu der Fauna des geologischen Altertums neu hinzugekommen, sie hatten wohl Spielraum genug in den Sumpfen und seltenen Minnenseen, an denen das damalige Land so reich war. Aber es ist ziemlich sicher, daß auch sie stumm waren wie die Süßwasserfische, an denen es in den Gewässern ebenfalls nicht fehlte. Das Auftreten von Blumenpracht, von Vogelsang, überhaupt von Tierlauten, war erst späteren Zeiten vorbehalten, wo in dem Wirrwarr von Farben Gleichtöniges sich durch seine spezielle Farbenflagge oder seine Lautsignale zusammenzufinden suchte. Auch Sängerlere gab es zu jener Zeit noch nicht, auch sie traten erst im Mittelalter in spärlichen Formen auf, um wie die Vögel, Insekten und Blumen in der Neuzeit der Erde ihre rechte Entwicklung zu erlangen, als sich größere Festlandsmassen herausgebildet hatten.

Die ungehönerliche Entwicklung der Gefäßkryptogamen in jener Erdperiode hat bekanntlich in der Gegenwart eine ganz unübersehbar große Bedeutung dadurch gewonnen, daß die Stämme jener Bäume sich erhielten und zu Steinkohlen umgewandelt worden sind. Noch heute finden wir in den Steinkohlenlöchern die deutlichen Überreste dieser alten Bäume; sie sind allerdings meist sehr stark zusammengedrückt, aber die Struktur ihres Holzkörpers, ihrer Rinde, ihre äußere Gestalt ist doch noch so gut zu erkennen, wie an einer gepreßten Herbariumspflanze. In den Höhlen stehen noch jetzt viele Baumstämme aufrecht, und bei manchen ist die Verteilung der Wurzeln derart, wie sie nur an ihrem natürlichen Standort zu beobachten ist. Deshalb müssen wir annehmen, daß die Steinkohlen wenigstens in sehr vielen Höhlen noch an der Stelle lagern, wo einst die Bäume, aus denen sie sich gebildet, gestanden haben. Die Stämme fielen um und saukten in den Sumpf, der ganze Sumpf erfüllte sich mit umgefallenen Baumstämmen, die zwischen den gesunkenen Bäumen den wässrigeren Hoben dicht bedekten. Nun waren in jenen Zeiten entweder Überschwemmungen sehr häufig, die das eingesunkene Holz mit Schlamm bedekten und so von der Luft abgeschlossen, oder aber das Land senkte sich zeitweilig, und so kamen die aufgehäuften Baumstämme immer wieder unter Wasser und neue Pflanzen keimten auf dem Rücken der alten empor, um später ebenfalls in dem höher gestiegenen Wasser zu versinken. Auch über sie breitete sich der Schlamm, den das Wasser ablachte, und im Laufe der Zeit türmten sich über sie Erdschicht über Erdschicht, die nach der Steinkohlenzeit im Laufe der vielen geologischen Epochen sich bildeten. Natürlich geschah das nur, wo das Land sich senkte und wo Wasser oder Wind oder irgend eine andere gesteinbildende Kraft das Material herbeiführte, mit dem die fossilen Baumlager zugedeckt werden konnten. Selbstverständlich hob sich auch an manchen Stellen, wo Baumstämme in jener Zeit sich aufhäuften, das Land; als dann trug das Wasser die Überreste zu Tal und zerstreute sie nach allen Richtungen, so daß hier keine Steinkohlenhöle entstehen konnten. Die Tatsache nun, daß trotzdem so zahlreiche Kohlenlager noch jetzt erhalten sind, beweist aber, welche gewaltige Ausdehnung und Großeitigkeit die Baumwelt jener Erdperiode besaß.

Unter Luftabschluß blieben die Baumstämme vor der Verwelzung bewahrt. Das Wasser in der Erde nahm ihnen nach und nach alle Substanzen, so daß fast nur der Kohlenstoff übrig blieb. Und in dieser Umwandlung des Holzes in Kohlenstoff besteht ja die Kohlenbildung. Nun ist schon erwähnt worden, daß die Baumstämme mit Schlamm bedeckt wurden. Man darf überhaupt nicht denken, daß nun in der ganzen Steinkohlenperiode nichts anderes als Kohlen abgelagert worden seien; vielmehr betrugen diese nur einen geringen Bruchteil der Erdschichten, welche sich in jener Zeit gebildet haben, denn natürlich feiste auch damals das Meer reiche Ablagerungen ab. So kennen wir denn aus jener Zeit neben den Steinkohlenlöchern mächtige Lager von Kalksteinen, Grauwacken, Sandsteinen etc. Früher

glaubte man ja nach solchen Steinen das Alter einer Periode bestimmen zu können, allein die Bedingungen unter denen z. B. Kalkstein oder Sandstein entstehten waren in den verschiedensten Erdperioden gegeben, nur die organischen Einschlüsse, die Fossilien, die eine Erdschicht enthält, sind für die Bestimmung des Alters einer Ablagerung maßgebend. Selbst Steinkohlen sind auch noch in der folgenden, der letzten Periode des geologischen Altertums, in der sogenannten Permzeit, zur Ausbildung gelangt, all die Heppigkeit der Pflanzenwelt hatte damals bereits stark abgenommen. So hat denn die Steinkohlenzeit weltans das größte Recht, diesen Namen zu führen.

Zwischen Steinkohlen- und Permzeit fällt jene gewaltige Aufwerfung von Gebirgen und Einschlüssen zu tiefen Meeressbecken, von der wir schon gesprochen haben. Die letzte Periode des geologischen Altertums stellt daher schon den Übergang her zu einer neuen, großen Ära, dem Mittelalter der Erde. In der Permzeit fanden auch gewaltige vulkanische Ausbrüche statt, deren Material in den verschiedenen Porphyrgesteinen des mittleren Deutschland noch jetzt sichtbar ist. Während der Permzeit war Deutschland und fast das ganze mittlere Europa zu einem Hauptache Festland. Das Wasser trug von den aufgeworfenen Gebirgen und von den vulkanischen Porphyrmassen reiches Material ab und bildete weitverbreitete Lagen von Sandsteinen, Konglomeraten und Schieferletten. Alle diese Gesteine zeichnen sich infolge ihres Gehaltes an Eisenoxyd durch eine eigentlich rote Farbe aus. Man nennt daher auch die auf dem Festlande entstandenen Ablagerungen jener Zeit das Rotliegende. Nebenbei sind auch Meeressablagerungen aus der Permperiode vorhanden, die im allgemeinen die Tierwelt der Steinkohlenzeit aufweisen. Namentlich hat das Meer jener Zeit in Südeuropa, welches es damals bedeckte, große Spuren hinterlassen. Für Deutschland aber haben die Landablagerungen ein besonderes Interesse, teils, weil sie noch heute die Bodendecke weiter Gebiete, namentlich im Harz, in Thüringen und Sachsen bilden, teils, weil sie Kohlenhöle enthalten, die z. B. in der Zwickauer und Dresdener Gegend abgebaut werden. Von großer Bedeutung aber sind auch die Erdschichten der Permzeit geworden, die sich weder auf dem Lande, noch im offenen Meere, sondern in einer weiten, seichten Meeressbucht gebildet haben. Damals erstreckte sich ein Arm des Permmeeres auch weit nach Deutschland hinein; in der Magdeburgischen Gegend lag ein flacher Meerbusen, der zeitweilig vom Ozean abgeschlossen war und einen großen Salzsee bildete. Das Wasser verdunstete und die Salzlösung wurde so konzentriert, daß sich das Salz zu Boden schlug und in mächtigen Schichten zur Ablagerung kam. Das war die Zeit, in der die Salzlager von Staßfurt, Bienenburg u. a. entstanden. In dem Meerbusen schlugen sich, nachdem das Salz zu Boden gesunken war, auch Magnesia- und Kalifalze nieder, die heutzutage ebenfalls ihre Bewertung finden.

Als Übergangszeit zum geologischen Mittelalter erweist sich die Permzeit auch dadurch, daß in ihr die ersten Reptilien auf die Weltbühne treten. Ein Kalkstein des Planetschen Grundes bei Dresden wurden die ersten zwei Spezies dieser altertümlichen Tierklasse gefunden, die in dem nun folgenden Mittelalter der Erde eine so gewaltige Rolle spielen sollten. Jedes Zeitalter hat gewisse große Schausstücke, die es charakterisieren, die Neuzeit hat ihre Sängerlere, Vögel und Blumen, das Mittelalter seine gewaltigen Saurier, das Alttertum hat in der Fülle der kryptogamenischen Bäume, allerdings nur während der letzten Perioden, sein eigentliches Brunkstück bekommen. Über das Alttertum der Erde wird in unserem Gedächtnis auch als eine Zeit des organischen Werbens leben, als eine Zeit, in der das Leben entstand und seine ersten Stufen erklomm, in der die Festländer noch klein, die Erdrinde noch verhältnismäßig eben war und nur gerade die ersten Süß- und Erschütterungen erfuhr, die im Laufe der Zeiten ihr Antlitz immer mehr in Falten und Furchen zerteilten. —

→ Andreaszauber. ←

Von F. A. Krause.

(Contin.)

Gle Mädcchen kamen gar nicht aus dem Lachen heraus.
„Nu halt amol die Gische, ihr Madla,“ rief die Fleibig-Vänerin in den Lärm hinein, „sunste du werd d'r Gausch ganz werre un weess die östliche uli zu findal!“

Aber es flet thnen schiver, dem Gebot nachzuhorren, die Mäde wurde durch Neiden, Stichern, Prüsten und helles Lachen immer wieder von neuem unterbrochen.

* * *

Die Alte stellte den welzen Gänserich auf den Tisch und verband ihm die Augen.

Eine Übermilitige hielt ihm die Hand vor und fragte lachend, wie es Kinder beim Blindekuh spielen kan:

„Wieviel Finger ha ich?“

Dann wurde das Tier ein paar Mal im Kreise herumgedreht, daß es auf der Tischplatte hin und her torfelle.

„N sucht seine Gänse!“ neckte Paul lachend vom Ofen her.

Die Mädcchenherzen klopften in Aufregung, und es wurde stiller unter dem jungen Volk. Welche würde es sein, die er zur Braut macht in kommenden Jahr?

Jede fühlte etwas wie Eifersucht auf die anderen, alle wollten freien.

Hedwig war rot wie eine Pfingstrose; sie meinte nicht anders, als daß ihr Schicksal in der nächsten Minute sich entscheiden müsse; wenn er sie anstarrte, bekam sie den Paul, sonst nicht. Und dann war sie unglimlich und mußte ins Wasser gehen oder sich sonst was antun, sie wußte nicht, was.

Denn sie liebte den Burschen — in diesem Augenblick wurde sie sich erst bewußt, wie sehr sie es tat.

Mit angstvollen Augen versorgte sie jede Bewegung des Gänserichs.

Der tappte auf dem Tische hin und her, rechte den Hals zischend vor, zog ihn ein und wandte sich wieder nach anderen Richtungen, als müsse er die Rechte suchen. Einmal war er nahe bei der Aufgeregten, daß alle schon schrien:

„Die Hebe is 's . . . die Hebe is 's.“

Dem Mädcchen stockte der Herzschlag, es schloß in flüssiger Bewußtlosigkeit die Augen.

Aber das Tier torfelte weiter, bis es nach Augenblicken des Besinnens zischend auf eine andere losloch und alle lachten:

„Die Marie . . . die Marie is 's! Se is Braut . . . die Marie!“

Die Augentaberte wandte sich jäh ab und bedeckte die Augen voll Scham mit dem Arm.

Ein Sturm von Fragen brauste über sie hin:

„War is d'n Dei Brauterich, hä?“

„Wann ist d'n die Huqt? . . . Hat 'r schunt 's Hfgebote bestellt, hä?“

Und Paul fragte lachend:

„Bin ich's verleicht?“

Marie wagte nicht aufzusehen, sie wehrte mit dem anderen Arm die Bördiglichen ab, als wollte sie nichts wissen von ihrem Gerede.

Hedwig aber hatte das Aufleuchten in ihrem Gesicht wohl gesehen, als der Gänserich sie angafft hatte.

Mit entzückten Augen starnte die Totenblasse auf ihre glückliche Nebenbuhlerin, sie hörte jedes Wort und jedes Lachen des Burschen, sah jeden verschauten Blick Mariens, jedes Aufleuchten in ihren Augen. Und selbst sah sie da wie starr und konnte sich nicht rühren und meinte, sie müsse sterben noch in dieser Stunde.

* * *

Im lustigen Hin und Wider, daß einzige um Marie und Paul sich noch drehte, verging der Abend.

Die gläubigen Ohren lauschten noch etlichen Andreasgeschichten der Vänerin und die Hetztslustigen übten noch manchen Andreaszauber. Und als es elf schlug, gingen sie heim, denn in der Mitternachtsstunde wollte jede in ihrer Schlafkammer sein, vielleicht, daß der Heilige ihr ein Glückverheißendes Träumlein bescherte in der Andreaknacht.

Im Trubel des Aufbruchs erwischte die Fleibig-Vänerin den Sohn am Arm und zog ihn unbemerkt beiseite:

„Wen brengt' n heem?“

„Nu, die Marie, die hot's am weitsta und is alleine!“

„Werchts richtig macha hunte?“

Paul lachte, daß die anderen aufmerksam wurden und nach ihm hinsahen.

„Nach a Ende, hirscht, das Minigezlehe tutt nich gutt. Nimm D'r eene, die Marie oder die Hebe, 's is eene asu gut wie die andere. Mir wär' in die Hebe lieber.“

„Verleichter mir och . . . wer kann's wissa?“

Er lachte, daß die Zähne im Halbbunzel der Ecke blitzten.

„Nimm, die De willst, ock mach' a Ende, 's is nicht mehr zum Usahn!“

* * *

Wie ein Wirbelwind flog der Mädcchenschwarm zur Tür hinaus. Man hörte noch von weit her das Lärmen und Lachen durch die stille, neblige Novembernacht.

Lange stand die Vänerin im Hoftor und lauschte ihm nach und war wie versunken. Erst als sie ein Frösteln übershauerte, ging sie hinein und hinauf in Hedwigs Kammer.

Sie saud das Mädcchen vor dem Bett auf den Kufen liegen und kramphaft in die Kissen schlüpfen. Liebkosend strich sie ihm über das volle Haar und sagte lange nichts.

Sie fühlte mit der Zungen, die sie liebte, wie ihr eigen Klub. Hedwig war die Tochter von ihres Mutterbruders Sohn und lange schon in ihrem Hause, weil die Eltern beide gestorben waren vor vielen Jahren.

„Luk, Madla, Luk, sei wieder gut!“

Aber Hedwig hörte lange nicht auf sie, so gut sie ihr auch zuredete und sie tröstete mit herzlichen Worten.

Allmählich erst beruhigte sie sich und sank erschöpft auf das Bett. Die Vänerin saß auf dem Bettrand und plauderte ihr vor — sie konnte es gut. Bis sie hinzunterging.

* * *

Als das Mädcchen allein war, grub es sich von neuem hinein in sein Leid; aber es war von den lustigen „Berzähleln“ der militärischen Alten ein bisschen heller Glanz in ihrem Herzen hängen blieben, ein wenig Hoffen und ein Stückchen Glaube an das Glück.

Sie kannte Paul und wußte, daß er gern Scherze trieb mit den Mädcchen des Dorfes, denn es war viel von dem lustigen, leichten Blut in ihm, das der Mutter half, die Jahre überwinden und das Alter verlachen; sie wußte aber auch, daß ihm ein gutes, liebes Herz gehörte, das keinem Menschen etwas zu Leide tat.

Oft genug hatte sie in seinen hellen Augen ein Leuchten gesehen, das wie Liebe lachte, oft genug in seinen Worten, wenn er mit ihr sprach, einen weicherem Klang gehört, als seiner Stimme sonst eigen war.

Aber Ungeduld brannte in ihr und verbrannte ihr Denken und trieb sie immer wieder aufs neue vom Lager auf.

Was sollte sie tun, um seiner ganz gewiß zu werden in Zeit und Ewigkeit, daß sie nunmehr irre werden konnte an seiner Liebe?

Zweifel und Angst peinigten sie wieder. Jetzt war er mit Marie allein, jetzt vielleicht küßte er sie und sie küßte ihn wieder, wie sie selbst ihn küssen würde, voll Leidenschaft und Glück.

Ihre starren Augen sahen die beiden, gut geborgen im Dunkel der Nacht, eines den Nacken des anderen umschlingend, und ihr irres Ohr hörte wirre Worte und Liebesgestammel.

Und sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich . . .

Da kam ein alter Andreaszauber ihr in den Sinn, von dem sie gute Wirkungen wußte.

Gewißheit wollte sie haben, noch in dieser Nacht, die voll Zauber war und wunderlicher Strafe. Der gütigste der Heiligen würde ihr helfen.

Mit fiebischer Hast und bebenden Händen riß sie die Kleider vom Leibe, bis sie im Hemd mit nackten Füßen in der einsamen, kalten Kammer stand.

Ihr Herz klopfte in heller Aufregung gegen die Wände der Brust, sie spürte es bis in den Hals hinauf.

Sie fühlte nicht die feuchte Kälte der Novembernacht und fürchtete auch nicht das gespenstische Dunkel.

Mit leisen Füßen huschte sie die Treppe hinab in die Wohnstube.

Einen Augenblick blieb die Bebeende an den Pfosten gelehnt stehen. Das Licht flackerte im Lustzwing, der durch die offen gebliebene Tür strich, hin und her, und malte tanzende Menschen schatten an die rötlich bestrahlteten Wandwände.

Eisige Schauer der Furcht überließen den Leib der Erregten, ihre Hände zitterten, es sauste und brauste ihr in den Ohren, als wären in der stillen Nacht tausend Geisterstimmen lebendig geworden.

Endlich raffte sie sich auf und ging die wenigen Schritte nach vorn.

Auf der Kommode am Fenster wußte sie eine zweite Kerze, die zündete sie an. Die zitternden Finger lösten das Hemdband am Halse und die Hülle fiel von ihren Schultern. Mit den Fingern in den bebenden Händen trat sie vor den Spiegel am Mittelpfeiler; ihre angestauten Lippen bewegten sich, aber kaum ein Laut drang aus der verschlirnten Kehle.

Endlich folgten die irren Laute sich zu stammelenden Worten:

„Ah herz . . . herzallerliebster Andreas mein . . . ich bitte Dich, Du wolltest . . . wolltest mir lassen erscheinen . . . den . . . den . . . Herzallerliebsten mein . . . !“

Aus dem Spiegel sah ihr eigenes, gelberhaß bleiches Gesicht, starren ihre eigenen, entsetzten Augen sie an.

Die schwankenden Kerzen überlackerten es mit rötlichem Licht und huschenden Schatten.

Da tauchte im Glase aus dem rötlichen Dunkel hinter ihrem hell umstrahlten Kopfe ein weißer Schimmer auf, ihre Augen wurden groß und größer, sie starre und starre . . . in dem helleren Schimmer glichen zwei Augen auf . . . der Fleck wurde zum Gesicht, zu einem Gesicht, das sie kannte . . . und die brauen, lachenden Augen kannte sie . . . den bartüberbuschten Mund . . . und . . . und . . .

Die Leuchter fielen klirrend aus ihren bebenden Händen und mit einem gelben Angstschrei stürzte sie rücklings.

Aber zwei feste, starke Männerarme fingen die Bewußtlose auf und hielten sie . . . bis sie zu führen, überseligem Glück erwachte.

Irrs Liebesgestammel . . . leidenschaftliche Küsse . . . felig schauernde Stille . . .

„Paul! . . . Paul! . . . Bist mer gutt?“

„Hedwig! . . . Du . . . Du weißt nich wie!“

„Ah, Du herzallerliebster Andreas mein!“ —

Feuilleton.

Erwachen in der Nacht.*

Nun ich erwacht' aus einem weiten Traum
mich einsam in die Nacht emporgelunden,
send' ich die Sinne suchend in den Raum,
in dem des Traumes stilles Licht entchwunden...

Sie kehren mit zitterndem Sternenschein
und mit dem Rieseln eines Brunnens wieder.
Das träumt um mich und summt mich ein;
und leise sinkt es auf mich nieder.

als hielte über mir, vernehmbar kaum,
ein Schritt, der tief aus stiller Ferne kam,
den ich doch Stund' um Stunden schon vernahm,
der, wie die Zeit hinschritt durch meinen Traum.

Und irgendwo verblaßt ein scheuer Schrei,
der schon empor aus neuen Träumen läutet.
Der Schritt, der jetzt in Morgensternen deutet,
geht über meinem Haupt vorbei...

Wilhelm v. Scholz.

Bei der Grossmutter sind sie alle gern: die Hausmutter und die Enkelkinder, die nicht ins Haus gehören. Die Alte hat für jedes etwas: für die Großen ein gutes, kluges Wort, für die Kleinen eine Leckerlei, oder auch nur eine Brotschnitte. Und wenn es nicht anders ist, dann weiß sie Geschichten zu erzählen aus ihrer eigenen Jugend oder aus der ihrer Kinder. Dann hängen die Augen der Kleinen an ihrem Munde: „... und nun Großmutter, erzählst Großmutter, von meiner Mutter, wie sie noch klein war, hast lange nichts mehr erzählt!“

Der große, vierzige Tisch in der einen Ecke der Wohnstube ist der Spielplatz der Kinder. Dazwischen sind die breiten Holzbänke längs den Wänden. Auf denen sitzt es sich gut.

Auch heute ist's voll in der Ecke. Die Verwandtschaft aus dem Nachbardorf ist zu Besuch gekommen und hat ihre Brut mitgebracht. Das sitzt und steht um den Tisch. Eine thront sogar oben auf der Platze. Sie spielt mit dem kleinen Pausback auf der Fensterbank, der mit seinen dicken Händen ihr ins Gesicht passt. Die Greke auf der Bank hat den Strickschmuck in den Händen. Ein Augenblick schweigt das Gerassel der Nadeln. Sie zählt die Maschen. Die letzte Tour ist zu kurz geraten. Die Schwester mit den beiden Köpfen beugt den Rücken über die Schieferplatte. Die linke Hand hebt den Nachnamen an, die rechte führt den Schieferstift und der Mund sagt halblaut die Buchstaben vor sich hin, die geschrieben werden. Zwischen beiden sitzt einer „vom Besuch“. Ein schüchterner Junge. Hat den Hut auf dem Kopf und kennt sich unter den vielen Mädels nicht aus. Die kleine Rose ihm gegenüber, mit dem langen Hängezopf und der Brotschnitte, mustert ihn schon lange mit aller Gründlichkeit. Solch ein ziller Bub ist ihr noch nicht vorgekommen! Da ist ihr Nachbar zur rechten ein ganz anderer Kerl. Dem ist kein Raum zu hoch und kein Apfel zu sauer. Wo es einen Lärm gibt oder eine Bubenlauferei, ist der immer dabei. Auch jetzt, als die Großmutter mit der Henkelsfanne voll Milch an den Tisch herangetreten, muß er gleich schauen, was und wieso es ist. Klugs ist er mit den Knieen auf den Stuhl geslettert, hat die Hände auf den Rücken gestützt und blättert nun neugierig in die Pfanne. Die Alte wehrt dem Ungezügten: „Mit Worten. Er solle sich nur artig an den Tisch setzen und sein still sein. Jedes bekomme seinen Teil, in die Pfanne. Die Alte wehrt dem Ungezügten, keines mehr und keines weniger.“

Und was der Stock des Lehrers und die strenge Zucht des Vaters nicht erzielen, der Großmutter gelingt es: der Wildling wird nicht widersprechen, sich beschämen an den Tisch setzen und warten, bis die Großmutter allen ausgeteilt hat.

Die Sternwarte zu Greenwich. Dem König Karl II. von England weiß die Geschichte nichts Gutes nachzuholen. Ein Verdienst aber hat er sich erworben mit der Errichtung der Sternwarte von Greenwich (ein Städtchen östlich von London, an der Themse), der ältesten unter den noch bestehenden Sternwarten und derjenigen, welche der Himmelskunde die wichtigsten Dienste geleistet hat. Als sein Kantor um 1675 ihm die Errichtung einer Sternwarte vorschlug, bewilligte er dieselbe alsbald. Ihr Zweck war freilich

* Aus: „Der Spiegel“, Gedichte von Wilhelm v. Scholz. Leipzig. Hermann Seemann Nachf. Preis A 2,50.

ein astronomisch theoretischer, sondern ein eminent praktischer. Man weiß, welche Anstrengungen das damalige England mache, zur See mit Holland zu rivalisieren, dessen ungeheure Handelsflotte den Neid der anderen Nationen erregte. Bereits war auch Englands Seehandel ein so ausgedehnter geworden, daß das Bedürfnis eines Mittels, den Ort eines Schiffes auf offenem Meere genau zu bestimmen, immer fühlbarer geworden war, da Vogleine und Magnetnadel sich als unzulänglich gezeigt und die Unglücksfälle nicht abgewendet hatten, die in fernsten unbekannten Meeren sich ereigneten. Wohl hatten schon früher Vorher, so namentlich Legionmontanus (st. 1401), die Himmelslichter als die einzige sicheren Wegweiser für die Schifffahrt auf hoher See bezeichnet. Doch bei der vorurteilten Feindseligkeit der Theologen gegen die Astronomie kam keines der südeuropäischen Länder, in denen zuerst die Schifffahrt florerte, am wenigsten das vigotte Spanien, auf den Gedanken, eine Sternwarte zu errichten. So wenig begriff man die Wichtigkeit der Himmelskunde, schreibt der verstorbene Astronom Mädler, dem wir die Hauptdaten dieses Artikels entnehmen, daß die spanische Inquisition Astronomen (und Chemiker) mit Strafe bedrohte und vor ihre Forum zog. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts erblickten die weitesten Kreise in der Himmelskunde lediglich Sternentfernen. Man wollte die künftigen Schicksale der Völker und Individuen aus den Sternen lesen mittels Astrologie, wie denn die Fürsten sich ihre Hofastrologen (Horoskop- oder Nativitätssteller) hielten. Wozu denn sonst hätte der liebe Gott die vielen Sterne erschaffen? meinte man. In Greenwich werden noch jetzt Briefe gezeigt, in denen der Director ersucht ward, über künftige Ereignisse Auskunft zu erteilen.

Die mögliche Sicherung der Schifffahrt ist in der Gründungszeit der Sternwarte in Greenwich als ihr hauptsächlichster Zweck bezeichnet, weshalb die genaue Bestimmung des Orts der Fixsterne ihre Hauptaufgabe sei; welchem Zweck sie denn auch voll auf entsprochen hat und wodurch sie die wichtigste aller Sternwarten geworden ist. Hattet indes Karl II. die Kosten des Baues übernommen, so waren doch die meisten Instrumente faint, deren Ausstellung von John Flamsted (1646—1719), ihrem ersten Director, beschafft worden; was nach dessen Tode zu einem Prozeß zwischen dessen Witwe und der Krone führte, der zu Gunsten der ersteren entschieden wurde.

Einen luftleeren Raum hielten unsere Vorfahren für unmöglich, sie glaubten vielmehr, die Natur habe einen *horror vacui* (Abscheu vor dem Leeren) und erklärten dadurch ja auch das Aufsteigen des Wassers in dem Saugrohr einer Wasserpumpe. Nachdem Toricelli dieses Aufsteigen als eine Folge des Luftdruckes erkannt und das Quecksilberbarometer erfunden hatte, in welchem sich über der Quecksilbertröhre ein leerer Raum, das sog. Toricellische Vacuum, befindet, wurde die Überzeugung von der Existenz der absolut leeren Räume bald allgemein; den Weltraum stellte man sich abgesehen von den Massenanhäufungen in den Gestirnen, als absolut leer vor.

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hat sich wieder ein allmählicher Umschwung der Meinungen vollzogen; man glaubt heute nicht mehr an das sogenannte absolute Vacuum und nimmt den Weltraum als von kosmischem Staub gefüllt an. Sicher ist, daß wir auf der Erde nicht im stande sind, ein absolutes Vacuum herzorzurufen. Im gewöhnlichen Toricellischen Vacuum befinden sich noch erhebliche Luftmengen, und durch verschiedene Methoden können sie zwar verringert, aber nicht ganz beseitigt werden. Auch die sehr vervollkommenen Luftpumpen geben uns zwar überaus luftverdünnte Räume, bis auf den hundert- bis tausendmillionsten Teil der gewöhnlichen Dichte der Luft, aber doch keineswegs absolut leere Räume. Im gewöhnlichen Zustande enthält der Kubikzentimeter etwa eine Trillion kleinsten Teilschen der Luft, in tausendmilliardenfacher Verdünnung also immer noch eine Milliarde.

Die stärkste Luftleere können wir mittels der tiefen Temperaturen erzielen. Punkt man eine Glasröhre aus und taucht sie dann in flüssigen Wasserstoff ein, dessen Temperatur 240 Grad Kälte beträgt, so werden die in der Röhre enthaltenen Luftreste auf folge dieser tiefen Temperatur flüssig, ja sie gefrieren zum Teil. Die flüssige und gefrorene Luft sammelt sich in dem unteren, in den Wasserstoff tauchenden Teil der Röhre. Oberhalb dieses Teiles kann man das Glas mittels einer Stichflamme stark erhitzt, lang aussziehen und die Röhre von dem unteren Teil abschmelzen. Die abgeschmolzene Röhre enthält dann einen bedeutend luftleeren Raum, als

er selbst mit unseren besten Pumpen erhaltlich. Trotzdem zeigt die spektroskopische Untersuchung auch in ihm noch Spuren verschiedener Gase zu halten sind. —

Die Kellerschnecke. Unter unseren großen Schnecken gibt es eine Art, die sich auch in menschlichen Behausungen, allerdings nur in feuchtdunklen Räumen, namentlich in Kellern, auf über dieses Tier, die sogenannte Kellerschnecke, kürlich Winkel biologische Beobachtungen „Zoologischen Anzeiger“ mitgeteilt. Die Schnecke selbst gefärbt ist, jedoch dunkle Flecken auf dem Mantel besitzt, hat eine Körperlänge von zehn Centimetern. Wie alle unsere Nacktschnecken macht sie sich durch Abnagen von Pflanzen und vegetabilischen Stoffen schädlich. Die Kellerschnecke ist jedoch nicht ein reiner Pflanzenfresser, sie liebt auch animalische Futter, z. B. Nüsse, Butter, Schmalz. Sie ist also in Kellern kein angenehmer Gast. Wie alle Schnecken bedarf zu ihrem Wohlbefinden reichlicher Feuchtigkeit; braucht aber auch zur Nahrung sehr viel Wasser. Ist sie mehrere Tage ohne letzteres geblieben, wächst ihr Gewicht nach Aufnahme des letzteren auf das vierfache. Und während sie bei einem langen Dursten nach und nach ganz zusammenfriert, quillt sie nach einem reichlichen Trunk förmlich auf. Hat sie indes genug getrunken, und ist die Temperatur in dem Raum, in dem sie sich aufhält, nicht zu hoch, so kann sie auch längere Zeit ohne Wasseraufnahme aushalten, obwohl sie dabei an 75 Prozent ihres Umlanges verliert. Zu einem feuchten, dunklen Raum wird sie natürlich am meisten vor Wasserverlust durch Verdunstung geschützt, daher ist sie sehr gerne in Kellern. Die Schnecke ist sehr gefräßig, sobald sie Futter im Überfluss hat. Ist sie zu knapp, so kann sie auch vorausgesetzt, daß Wasser kein Mangel ist, ziemlich ein halbes Jahr hungrig. Werden ihr nach einer längeren Fastenzeit Futter und Wasser zu gleicher Zeit vorgesetzt, so ist sie zuerst an das Wasser und frischt dann. Wer ihr aber die feste Nahrung erst dann gereicht wird, nachdem sie ihren Durst gestillt hat, so verschlägt das Futter. Wasser geht ihr eben über alles.

Kübel stellt mit Kellerschnecken noch besondere Experimente an. Er warf einige Exemplare in Wasser. Die Tiere zogen sich zusammen und lagen eine Zeit lang wie tot da. Als dann aber streckten sich wieder aus und krochen aus dem Wasser heraus. Dagegen werden die Tiere durch Überstreuen von Salz oder Holzsäuse getötet. Sie sterben auch, wenn sie mit einer starken Salzlösung oder mit Kalium begossen werden. In diesen Substanzen hat man also ein Mittel, die schädlichen Tiere an dem Eindringen eines Raumes zu verhindern. Sie tönen Streifen von feuchtem Salz, Holzsäuse oder Salzmilch nicht passieren. Die Kellerschnecke scheint ihrer Stabilisierung nicht an eine bestimmte Zeit gebunden zu sein. Fast in allen Monaten des Jahres ist Eier gefunden worden. Wenn die Tiere einen Unterschlupf in einem Keller finden, so sind sie auch der Einwirkung der Jahreszeit fast gänzlich entzogen. Zum mindesten kann der Frost, der selten in finstere, in die Erde eingebaute Räume dringt, der Lebensregsamkeit der Kellerschnecke keinen Abbruch tun. —

Zusammenlegbare Kinder-Sitzwagen. Soスマート and elegant die Kinder-Sitzwagen neuerdings ausgeführt werden, es läßt sich doch nicht verkennen, daß sie insofern recht unbequem sind, wenn es sich darum handelt, sie auf den Bahnen zu mitzunehmen. Der in solchen Fällen verhältnismäßig große Platz, den sie einnehmen, hindert die Benutzung von Straßenbahnen und Omnibussen. Um diesem Hindernis abzuhelfen, ist ein zusammenlegbarer Kindersitzwagen konstruiert worden, der während des Nichtgebrauches so zusammengeklappt werden kann, daß die Räder dicht nebeneinander zu stehen kommen. Ein derartiger Kinderwagen hat den Vorteil, in der Wohnung verhältnismäßig wenig Raum zu einnehmen; dann läßt er sich mit Leichtigkeit die Treppe herunter und hinauf tragen; endlich die seine Mitnahme auf den Stehplätzen der Straßenbahnen und der Omnibusse sehr erleichtert. Das Gewicht eines Wagens dieser Art beträgt ungefähr 100, so daß er das Gewicht der gewöhnlichen Wagen für Kindertransport nicht übertrifft. Die praktische Neuheit dürfte namentlich für die Bedürfnisse der großstädtischen Kinderpflege sehr erträglich kommen, weil man nunmehr die Möglichkeit hat, von der Wohnung entfernt gelegene Erholungspunkte aufzufinden. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Nachdruck des Inhalts verboten!